Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 113 (2019)
Heft: 11

Artikel: Eigenart
Autor: Meier, Iren
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-868125

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anstoss!

Eigenart

Iren Meier

Poronkusema. Das ist ein finnisches Substantiv. Nicht leicht auszusprechen. Gehört aber ja auch nicht unbedingt zu unserem Allgemeinwissen. Wir könnten ohne dieses Wort leben. Aber das wäre schade. Wollen Sie also wissen, was *Poronkusema* meint? «Es ist die Entfernung, die ein Rentier bequem zurücklegen kann, bevor es eine Pause braucht.»

Das verstehen nur die Finn*innen. Mir ist *Poronkusema* in einem wunderbaren Buch begegnet, das «unübersetzbare Wörter aus der ganzen Welt» versammelt und versucht, zu erklären und zu illustrieren, was ja gar nicht möglich ist – eben: weil unübersetzbar. Ein paar Seiten weiter lese (buchstabiere) ich: *Pisan Zapra*. Das ist malaiisch. Und bedeutet «die Zeit, die man braucht, um eine Banane zu essen.» Hier gibt es sicher Unterschiede von Mensch zu Mensch und von Banane zu Banane (wie bei den Rentieren auch). Aber in Malaysia ist man sich offenbar einig, dass es etwa zwei Minuten dauert, eine Banane zu verspeisen.

Lost in Translation heisst das kleine Buch. Und es steht total schräg in der Landschaft. Im globalisierten, digitalen Zeitalter ist es ein Alien. Denn wir, die eng Vernetzten, weltweit Kommunizierenden verwenden ja alle dieselben (englischen) Ausdrücke und glauben, uns fast blind zu verstehen. Doch die junge Autorin des Buches misstraut dieser Annahme: «Obwohl wir so oft miteinander reden, bleibt immer noch Raum für Missverständnisse. Und heute geht, vielleicht sogar mehr als früher, das, was wir eigentlich meinen, irgendwo auf dem Weg verloren.»

Darüber lohnt es sich nachzudenken. *Lost in Translation* aber bringt mich noch auf eine andere Spur. Es macht mir bewusst, wie unendlich viel Eigenes, Geheimnisvolles auf diesem Planeten existiert. Und wie Leben, Sprache, Worte, Bilder, Gesten immer irgendwo einen kleinen Kosmos bilden, dessen Code die anderen nicht knacken können. Auch wenn sie es versuchen.

Cafuné – brasilianisches Portugiesisch. «Mit den Fingern zärtlich durch das Haar eines geliebten Menschen streichen.» Während wir es umständlich beschreiben, hat zwischen einer brasilianischen Mutter und ihrem Kind oder zwischen zwei Freunden in Rio bereits *Cafuné* stattgefunden. Voller Liebe, Zuneigung und Spontaneität.

Extrovertiert die einen, zurückhaltend, reserviert die anderen: *Nunchi*. Koreanisch. «Die feine, oft unbeachtete Kunst, zuzuhören und die Stimmung des Gegenübers einschätzen zu können.» Vor unseren Augen: höfliche koreanische Menschen mit undurchdringlichem Lächeln. Zugeneigt, präsent, aber Distanz wahrend.

So fremd. Und so lustig: In der Karibik, dort wo spanisch gesprochen wird, heisst «ein Mann, der sich weigert, sein Hemd in die Hose zu stecken»: *Cotisuelto*. Vielleicht ist er stylish, vielleicht schlampig oder einfach ein Snob, vielleicht ein Möchtegern-Macho. Wer weiss es? *Cotisuelto* eben. – Oder in Südwestindien, wo man Tulu spricht, sagen die Leute *Karelu*, wenn sie den Abdruck sehen, der auf der Haut zurückbleibt, wenn sie etwas zu Enges getragen haben. Socken, Hosen, Schuhe … Und wenn in Grönland jemand auf Besuch wartet und immer wieder voller Ungeduld und Vorfreude in Schnee und Kälte hinausstapft, um zu schauen, ob der Gast endlich kommt, ist dies: *Iktsuarpok*.

Unübersetzbare Worte. Unübersetzbarer Mensch. Dieser Eigenartige, dieser Einzigartige. Robert Walser sagt: «Ich soll mich nicht davor fürchten, Eigenart zu zeigen und Eigentümlichkeit zu offenbaren. (…) Ein Mensch habe den Mut, sich zu geben und zu tragen, wie er einmal ist.»

Altmodisch. Eigenart und erst recht Eigentümlichkeit. Das tönt seltsam und schräg, sonderbar, schrullig. Nicht kompatibel mit dem – na was? – Mainstream natürlich. So wie Walser es nicht war. Der nicht anders konnte, als sein Eigenes zu verteidigen und zu leben. Auch durch dunkelste Zeiten und Tiefen. Der aussergewöhnliche Künstler. Aber es gilt auch für Menschen mit Normalmass. Walser spricht vom Mut, den es braucht. Denn die Eigenart hat auch etwas Ungewisses, löst unbekannte Reaktionen aus. Oft auch unangenehme, ausgrenzende. Da braucht

es Mut, zu seinem Eigenen zu stehen. Ich habe in meinem Berufsleben immer wieder den Begriff vom «ungeschliffenen Kristall» gehört. Wenn Vorgesetzte über besonders begabte, originelle, kreative Mitarbeiter*innen gesprochen haben. Man muss ihn schleifen, den Kristall, damit er passt. Und leuchtet. Und vielleicht, wahrscheinlich seinen Reiz und seine Einzigartigkeit verliert. Ich kenne ein kleines Mädchen, das von der Lehrerin gerügt wurde, weil es angeblich den Mitschüler*innen zu oft helfe. Es solle endlich für sich selber schauen. Und weniger tanzen. Und weniger singen. Das gibt es alles. Dabei beginnt es dort, ganz früh. Die Kinder stärken, ihre Eigenart leben zu dürfen. Wie sie gemeint sind. Als Wesen, das sich immer wieder verändert und wächst. Nicht als etikettierte Person im Korsett einer starren Identität, sondern als unbeschriebenes Blatt, das auf die Erde fällt. Vom Wind bewegt, vom Schnee bedeckt, vom Regen genässt. Oder beschienen und gewärmt von: *Komorebi*. Japanisch. «Das Sonnenlicht, das durch die Blätter von Bäumen schimmert.»

Lost in Translation: in der Übersetzung verloren gehen. Aber *Zwischen den Welten* ist eine viel schönere Deutung, so wie beim heiter-melancholischen Film von Sofia Coppola. Dort wo alles in der Schwebe ist. Zwei Menschen brechen einen kostbaren Moment lang aus ihren gewohnten Bahnen aus. Fremdes Land, fremde Sprache, fremde Gebräuche. Losgelöst. Ohne festen Halt. Im Transit. Der Ort, wo alles möglich ist, wo es keine fixen Konturen und Formen gibt, Entstehen und Vergehen in einem. Wo die Zeit zum Jetzt wird.

Lost in Translation. Dem eigenen Ausdruck Raum geben, der eigenen Sprache. Und der eigenen Stimme. Manchmal konzentriere ich mich nur auf sie. Wenn man reist und unterwegs ist, sind Stimmen ein ganz wunderbarer Kompass. Sie dringen in uns ein mit dem fremden Wort. Zu Beginn sind es oft nur wenige Begriffe, die man erkennt und aufnimmt, weil man sie braucht. «Danke» ist so ein Wort. Von Land zu Land verändert sich seine Melodie. Wenn ich an Pristina denke, dann ist da das albanische *«Falemind`erit»*. In der sanften, ruhigen Stimme von Florina. Die so vieles überstanden und nie ihre Tiefe und Zartheit verloren hat. In Belgrad hör ich Linas raue Raucherstimme: *«Hvala»* mit endlos lang gezogener erster Silbe. *«Hvaaaaaala»*. Und in Teheran Amirs *«Khaili Mamnun»*, höflich und herzlich, aber immer etwas atemlos, weil er in Eile ist, so vieles zu erledigen hat. Ein Wort, das auf der ganzen Welt dasselbe bedeutet. Aber die Stimmen – unübersetzbar. ●

○ Iren Meier, *1955, arbeitete von 1981 bis 2018 als Journalistin bei Radio SRF. 1992 bis 2001 war sie Korrespondentin für Osteuropa und den Balkan mit Sitz in Prag und Belgrad. 2004 bis 2012 arbeitete sie als Nahostkorrespondentin von Beirut aus. Seit 2012, zurück in Bern, berichtete sie hauptsächlich über die Türkei und den Iran. Abwechselnd mit dem Autorinnenkollektiv Bla*Sh schreibt sie alle zwei Monate an dieser Stelle die Kolumne *Anstoss!*

irendo@bluewin.ch